

Der Rikschafahrer

Arif Naqvi

Ich trug ein weißes Hemd, eine weiße Hose und dazu eine schwarze Jacke. Ich kam aus dem Haus und wartete. Dann lief ich zur Ecke und hielt Ausschau nach einer Rikscha. Das Viertel der Aliganj-Siedlung in einem Randgebiet von Lucknow war noch im Bau. Viele Häuser, davon die meisten zweigeschossig, waren schon fertig, doch es gab noch keine Geschäfte und keine Restaurants. An Bäume und Parkanlagen war noch nicht zu denken. Überall lagen Schutt und Baugerümpel. Da es auch noch keine festen Straßen gab, kamen die Rikschas und Tongas selten bis hierher, obwohl ich in Lucknow den Eindruck hatte, es gäbe mehr Rikschas als Menschen. Busse und Motorrikshas fahren erst in einer Entfernung von einigen Kilometern. Ich wohnte in diesem Wohngebiet bei meiner Cousine und ihrer Familie. Um in die Stadt zu gehen, musste ich eine Rikscha nehmen und hatte dabei immer viel Zeit verloren. Meine Cousine Sabiha tröstete mich: „Bruder, ich muss doch jeden Tag mit der Rikscha in die Stadt zur Schule!“ Sabiha unterrichtete in einer Mädchenschule, die fast zehn Kilometer von ihrer Wohnung entfernt liegt. Auch ihre vier Kinder wurden jeden Tag von einer Rikscha in die Schule gebracht. Sabihas Mann, Schamsuddin, der in einer Stadtverwaltung arbeitete, liebte die Rikschas so, daß vor seiner Tür den ganzen Tag eine Rikscha wartete.

Ich wollte zum Schamina-Krankenhaus, um eine Verwandte zu besuchen; eine andere Cousine, Nikhat, sie war dort in Behandlung. Von der Aliganj-Siedlung aus hatte ich eine Rikscha genommen. Der Rikschafahrer war jung und stark. Seine Rikscha flog schnell wie der Wind und ich ließ mich, Mandarinen und Erdnüsse naschend, auf meinem Sitz ordentlich durchschütteln. Ich kam bald im Krankenhaus an, das allgemein das Schamina-Krankenhaus genannt wurde. Eine Fahrt von mehreren Kilometern war in Kürze beendet. Vor der Station, an der Mauer des Krankenhauses, war ein heiliges Grab, das Grab von Schamina. Einige Frauen waren mit Blumen hierhergekommen.

Schamina gilt als großer Heiliger. Jeden Donnerstag kommen unzählige Bettler und Bedürftige hierher, es heißt, viele Wünsche gehen in Erfüllung. Die ganze Nacht über werden die heiligen Lieder ‚Qawali‘ gesungen. Ich erinnere mich, in diesem Krankenhaus war mein Vater, als er starb. Es wird im Jahre 1940 gewesen sein, ich war noch ein kleiner Junge. An seinen sportlich schönen Körper kann ich mich erinnern, auch wie er sein Haar straff nach hinten gekämmt trug, und über der Oberlippe der kleine Schnurrbart. Man spricht noch heute von ihm, von seiner Gesundheit und seiner Schönheit, von seiner guten Laune und

seiner Freundlichkeit. Er arbeitete in Hyderabad, in Südindien. Er war Leiter einer Sportschule. Zum Id-Fest war er in seine Heimatstadt Lucknow gekommen und hatte bei seinem Bruder in Chakbast Road gewohnt.

An jenem Tag hatte er mir mein Haar gekämmt, mich mit dem Scherwani bekleidet, mir die türkische Mütze aufgesetzt und war mit mir zum Großvater, dem Vater meiner Mutter, nach Punjabitila gegangen, um dort gemeinsam das Id-Fest zu feiern. Nachdem wir süße Nudeln gegessen hatten, ging mein Vater aufs Dach, um einen Drachen steigen zu lassen. Er kam zurück und hielt seine Hand auf die linke Brust gepresst. Dann legte er sich aufs Bett. Er hatte einen Herzanfall. Der beste Arzt der Stadt, Dr. Hamid, wurde bestellt. Er entschied, dass der Vater ins Krankenhaus müsse. Dort wurde er siebzehn, achtzehn Tage als Privatpatient von Dr. Hamid behandelt und fürsorglich betreut. Meine Mutter und eine Tante blieben Tag und Nacht bei ihm, und ich besuchte ihn jeden Tag mit meiner Großmutter. Eines Tages sagte der Vater zu Großmutter: „Mutter, bringen Sie Arif morgen nicht mit. Es bedrückt mich.“ Am nächsten Tag, als meine Großmutter allein zu ihm kam, suchten seine Augen nach mir, als warteten sie darauf, dass ich käme. Und als sich die Großmutter von ihm verabschiedete und das Zimmer verließ, bekam er einen starken Herzanfall und stürzte aus dem Bett. Seine Nase blutete. Meine Mutter, aus Angst, lief zum Grab von Schamina und bat um das Leben meines Vaters. Doch der Vater kam nicht mehr zu sich. Als ich ihn am nächsten Tag zu Hause auf dem Bett liegen sah, schlief er ruhig, in ein weißes Tuch gehüllt. In seinen Nasenlöchern und in den Ohren steckte Watte und sein Körper duftete von Kafur.

Seitdem, immer wenn ich in dieses Krankenhaus komme, stoße ich auf das Grab von Schamina und bei dem Zimmer meines Vaters mit der Nummer achtzehn kommt mir die Erinnerung.

Auf dem Bett mit der Nummer 42 auf der Station 8 lag eine fremde Frau. Auch auf den anderen Betten war meine Cousine Nikhat nicht zu sehen. Ich verließ das Zimmer, lief in den Flur, schaute noch in andere Zimmer und fragte schließlich eine Krankenschwester nach Nikhat. Sie ist nach Hause gegangen. Sie wurde entlassen. Auf meine Frage warum, antwortete sie nicht. Ich müsste den Arzt fragen.

Ich wollte keine Zeit verlieren und begab mich auf dem schnellsten Wege zu ihr nach Hause. Vor der Station sah

Lesereise mit Geetanjali Shree

Von der Autorin sind 2010 zwei Bücher in deutscher Übersetzung im Draupadi-Verlag erschienen (www.draupadi-verlag.de):

Mai. Ein Roman. Aus dem Hindi übersetzt von Reinhold Schein. 244 S., 14,80 Euro

Weißer Hibiskus. Erzählungen. Aus dem Hindi übersetzt von Anna Petersdorf. 88 S., 9,80 Euro.

Mittwoch, 6. Oktober, 20 Uhr: Lesung, Die Fabrik, Mörfelder Landstr. 85, 60598 Frankfurt/Main (Eintritt: 5 Euro)

Sonntag, 10. Oktober, 13 Uhr: Lesung, Frankfurter Buchmesse („Weltempfang“, Halle 5.0)

Montag, 11. Oktober, 19.30 Uhr: Lesung, Hotel Pfälzer Hof ICC, Ringmauerweg 1, 69250 Schönau (Eintritt frei)

Mittwoch, 13. Oktober, 19.30 Uhr: Lesung, Eine-Welt-Haus, Schwanthaler Str. 80, 80336 München

Donnerstag, 14. Oktober, 19 Uhr: Lesung im Kennedy-Haus, Kasinostr. 3, Darmstadt (Eintritt frei)

Samstag, 16. Oktober, 18 Uhr: Lesung, Burg Katlenburg, Burgberg 1, 37191 Katlenburg (bei Göttingen)

Mittwoch, 20. Oktober, 20 Uhr: Lesung, Kunst- und Kultursalon, Freiraum e.V., Gottesweg 116a, 50939 Köln-Klettenberg (Eintritt: 5 Euro)

Donnerstag, 21. Oktober, 18 Uhr: Veranstaltung/Lesung, Universität Bonn, Abt. für Indologie, Regina-Pacis-Weg 7 (Eintritt frei)

Sonntag, 24. Oktober, 11.30 Uhr: Lesung, CVJM-Haus, Westwall 37, Krefeld (Eintritt: 6 bzw. 4 Euro)

Montag, 25. Oktober, 18 Uhr: Lesung, Indische Botschaft, Tiergartenstr. 17, 10785 Berlin (Eintritt frei)

Mittwoch, 27. Oktober: Lesung, Auswärtiges Amt, Werderscher Markt 1, 10117 Berlin

Donnerstag, 28. Oktober: Lesung, Literaturhaus Kiel

Freitag, 29. Oktober: Veranstaltung, Indologisches Institut, Universität Hamburg

Dienstag, 2. November: Veranstaltung, Lehrstuhl für Indologie, Universität Würzburg

Mittwoch, 3. November: Lesung, Volkshochschule Karlsruhe

Donnerstag, 4. November: Veranstaltung, Indologisches Institut, Universität Tübingen

Dienstag, 9. November, 20 Uhr: Lesung, Deutsch-Amerikanisches Institut, Heidelberg

ich einige Rikschas stehen. Ich winkte einen Rikschafahrer heran und fragte ihn: „Gehst du nach Raja Bazar?“ „Sicher, Herr!“ Er war ein großer, schlanker Mann, seine Wangen jedoch schienen mir etwas eingefallen. Er trug eine Lungie und eine Kurta und auf der Schulter ein Tuch. Seine Rikscha war sauberer als die anderen. Ich dachte, er würde schnell fahren und auch nicht allzuviel schaukeln. „Wie viel willst du haben?“ „Sie können geben, Herr, soviel Sie wollen!“ Der Rikschafahrer sprach höflich, in einem Dialekt von Ost-Uttarpradesch.

Er ist schlau, dachte ich. Jetzt muss ich bestimmt mehr bezahlen. „Zwei Rupien?“ „Herr, geben Sie, soviel Sie wollen.“ Ich diskutierte nicht, stieg mit einem Sprung auf die Rikscha. Die Rikscha flog schnell wie der Wind. Die kühle Luft drang durch den Kragen an meine Brust. Die Sonnenstrahlen hatten noch keine Wärme.

Die Rikscha verließ das Krankenhausgelände und schwebte auf der Straße dahin. Auf dem Weg zum Raja Bazar waren viele alte Häuser zu sehen und auch einige Neubauten. Auf einer großen, breiten Wand gab es Karikaturen, die an eine Ausstellung von Anfängern der Kunst denken ließen, es sah so aus, als ob Kunstschüler hier täglich ihre Gedanken äußern.

Plötzlich wurde die Rikscha langsamer. Ich vernahm den Atem des Rikschafahrers.

Auf seiner Stirn bemerkte ich Schweißtropfen. Andere Rikschas überholten uns. Ich ärgerte mich. Wo bin ich da hingekommen! Ich spürte die Wärme der Sonnenstrahlen. Ich öffnete die Knöpfe meiner Jacke. Es ging einfach nicht vorwärts! Plötzlich wandte sich der Rikschafahrer um: „Herr, sind Sie ein Arzt?“ Es war das erste Mal, dass mich jemand für einen Arzt hielt. „Nein, nein. Ich kann nicht einmal eine Spritze geben. Und ich kann auch nicht viele Medikamente unterscheiden.“ Ja, als ich klein war und meine Taube von einem Raubvogel gefangen wurde, konnte ich sie mit einem Katapult retten und den verletzten Kropf zunähen; da hatte ich Erfolg gehabt, obwohl ich nicht wusste, dass man zuvor die Nadel abbrennen und entgiften muss. „Nein, nein, ein Arzt bin ich nicht.“ Der Rikschafahrer fragte nicht weiter. Er kämpfte mit seiner Rikscha. „Wie bist du auf den Gedanken gekommen, dass ich ein Arzt bin“, nahm ich das Gespräch wieder auf. „Herr, Sie tragen eine weiße Hose und eine schwarze Jacke. Und da dachte ich, Sie sind vielleicht ein Arzt, Sie könnten mir helfen.“ Der Rikschafahrer sprach in ruhigem Ton, ohne Hektik. „Vielleicht kennen Sie einen Arzt in diesem Krankenhaus, Herr.“ „Ist irgendein Verwandter von dir in diesem Krankenhaus in Behand-

lung?“ „Nein, Herr, ich bin selbst krank. Wenn Sie einen Arzt in diesem Krankenhaus kennen, könnten Sie mir vielleicht helfen, dass man mich richtig behandelt.“ „Was hast du?“ Ich interessierte mich jetzt für ihn. „Das ist so, Herr, Ärzte haben gesagt, daß ich ein Magengeschwür habe.“ Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu können. „Eine Geschwulst?“ „Ja, Herr, im Magen. Da ist ein Herr Doktor, der sagte, ich solle mich in einem Krankenhaus untersuchen lassen. Vielleicht muss ich operiert werden.“

Eine Geschwulst im Magen und er zieht die Rikscha und ich sitze auf ihr! Mir war, als müsste ich vor Scham versinken. Nein, mir war so, als säße der Rikschafahrer, bekleidet mit seiner Lungi und der Kurta, auf mir und wischte sich den Schweiß mit dem Tuch, das in Strömen von mir rann, und ich ziehe seine Rikscha. Ich schwitzte sehr heftig.

„Herr, ich habe nicht so viel Geld, das ich mich behandeln lassen kann. Um im Krankenhaus ein Bett zu bekommen, braucht man Einfluss und Beziehungen. Ja, Herr, es gibt Regierungskrankenhäuser, wo man ohne Geld behandelt wird und auch kostenlos Medikamente bekommt, aber man braucht Beziehungen und das Geld, sehr viel Geld. Und ich bin doch nur ein Rikschafahrer.“

Am Abend, nachdem er den ganzen Tag Rikscha gezogen hat, so erzählte er, müsse er dem Besitzer den Anteil aushändigen; auch muss er für sein Essen sorgen, für zwei Mahlzeiten; seine Frau und seine drei Kinder leben in einem Dorf, ihnen muss er auch Geld schicken. „Du kannst dich homöopathisch behandeln lassen. Das ist billig. Du kannst Naturheilmittel anwenden.“ Solche Ratschläge konnte ich ihm leicht erteilen, doch ich konnte ihm nicht helfen, ich konnte ihm keinen Platz in einem Krankenhaus besorgen.

Nachdem wir noch ein Stückchen weitergekommen waren, gab ich ihm einen Zehn-Rupien-Schein, stieg aus seiner Rikscha und sagte nicht, warum ich das tue.

Ich schäme mich noch heute, dass ich ihm nicht helfen konnte. Wer weiß, in welchem Zustand er jetzt ist! Sein Gesicht ist vielleicht noch schmaler, die Wangen hohl; die Geschwulst ist vielleicht am Platzen, oder sie ist schon geplatzt; seine Rikscha wird vielleicht jetzt von anderen gezogen....Und seine Frau und seine Kinder...? Und ich sitze in einem Café und schreibe diese Zeilen und ich denke an ihn, an eine Wahrheit meiner Heimat. Und ich weiß, der Rikschafahrer ist ein Teil von ihr, nicht der einzige.

(Episode in Lucknow, Indien)

Zum Autor

Arif Naqvi lebt und arbeitet seit Jahrzehnten in Berlin. Er übersetzt seine in Urdu verfassten Geschichten selbst.